

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 14.

Posen, den 8. April.

1883.

Das Eckhaus.

Novellette nach dem Polnischen von Joseph Korzeniowski.

(Nachdruck verboten.)

Ausgangs Oktober des Jahres 18 . . schlenderte ich, abgemartert vom vergeblichen Sinnen und Suchen nach einem Novellenstoffe, eines Abends auf der Straße umher.

Schon war es dunkel geworden und ein feiner Sprühregen rieselte langsam hernieder. Durch den feuchten Nebel schimmerten die Lichter der Gaslaternen, welche man soeben angezündet hatte.

In vielen Fenstern war es noch finster. Nur hie und da brachte man Licht in die Zimmer, und mit ihm verschwanden die bis dahin an den Scheiben noch sichtbar gewesenen Schatten.

Auf der Straße sah man nicht viel Menschen. Jedermann ging schnell seines Weges, um dem Regen zu entfliehen, und schützte den Hut mit dem Schirm. Wiederholt stieß ich mir an einem Solchen den Kopf, da nach Warschauer Mode Niemand ihn erhob, wenn er Jemand begegnet, der das gleiche Recht auf das Trottoir hat.

So schritt ich durch die Krakauer Vorstadt, die Honig- und die Lange Straße und wandte mich dann heimwärts zur Wielaner Straße, natürlich ohne gefunden zu haben, was ich gesucht. Denn vergebens martert man seinen Kopf, wenn er nicht produziren will und der Ruhe bedarf.

Im Verlaufe dieses ganzen Spazierganges war mir nichts Erwähnenswerthes aufgefallen.

Nur in einem massiven Eckhause sah ich alle Fenster erleuchtet.

Im Erdgeschosse war ein Waaren-Magazin voller Leute, auf der andern Seite eine Weinstube, aus welcher Gesang und wüster Lärm erschallte.

Das erste Stockwerk war hell erleuchtet von Kerzen und Lampen. An den Fenstern vorüber huschten die Köpfe feiner Damen und modern frisirtirer Kavaliere.

Auch im zweiten Stock war es hell. Am Fenster aber stand eine weibliche Gestalt, soweit ich es erkennen konnte, im schwarzen Kleide, und die gewiß sehr verweinten Augen mit einem Tuche verhüllend.

In den gleichfalls erhellten kleinen Bodensfenstern dagegen sah ich mehrere Frauen die Köpfe neigen und die Hände regelmäßig erheben, gewiß mit der Nadel, die sie ernährte.

Beobachtend blieb ich dort ein Weilchen stehen und dachte bei mir, wie doch überall das Leben sich in Stockwerken aufschichtet: unten hier geschäftiges Tummeln — dort sinnlose Zeitvergeudung — weiter hinaus heller Jubel, noch weiter Kummer und Herzeleid. Hoch über alle dem aber Arbeit und Sorge um das tägliche Brod.

Gleichwohl kamen mir diese Gedanken schnell wieder aus dem Sinn, nachdem ich mich von dem Hause entfernte, welches sie in mir angeregt.

In meine Wohnung heimgekehrt, erhielt ich nur Vorwürfe über meine unnöthige Abendwanderung Seitens meiner um meine Gesundheit besorgten Familie, und außerdem hatte ich mir einen starken Hustenanfall zugezogen, der mich über anderthalb Stunden peinigte.

Da ich mit nichts dies Leiden, gegen welches die Medizin kein Mittel kennt, und welches sie deshalb auch nicht „Krankheit“ nennt, zu lindern vermochte, nahm ich, wie ein Ertrunken-

der, der nach dem Strohalm greift, einige Tropfen Laudanum, welches mir zufällig zur Hand war.

Dieses Mittel hatte schon öfters meine Anfälle beseitigt. Da dieser letzte aber stärker als die früheren war, und da mir die Hand gezittert hatte und die Augen übergegangen waren bei den gewaltigen Hustenstößen, mochte ich wohl die Dosis überschritten und mehr davon genommen haben, als sich gehörte.

Auch jetzt ließ zwar der Anfall nach, mein Kopf aber wurde immer schwerer und die Augen fielen mir zu, wie zum Schlummer, und bald umgaukelten mich Träume, die mir durchaus nicht zuwider waren.

Ich legte also den Kopf auf das Kissen meines Lehnstuhles, und nachdem ich die Augen fest geschlossen, vermochte ich meiner Gedanken, die sich schaarenweis und ungeordnet einander drängten, nicht mehr Herr zu werden, und ließ ihnen vollständig freien Lauf.

In diesem halbawachen Traume war es mir, als ging ich in irgend einer langen und breiten Straße, sei es in Warschau, oder auch irgendwo anders. Denn die Stadt erschien mir weit größer, die Häuser viel höher und die Menschen auch ganz anders, als dort.

Obgleich das Gedränge sehr groß war, und obgleich ein dichter Nebel und ein feiner Regen fiel, schritt ich dennoch leicht und schnell dahin und stieß nirgends auf ein Hinderniß. Die Damen machten sich nicht so breit und stellten mir kein Bein mit den Keifen ihrer Krinolinen. Die jungen Leute gingen den Damen und älteren Personen aus dem Wege. Jedermann erhob den Schirm über dem Haupte dessen, dem er begegnete. Und die Studenten gingen nicht Arm in Arm zu Dreien oder Vieren und stießen nicht andere Leute in den Kinnstein.

So wanderte ich aus einer Straße in die andere und gelangte schließlich auf einen großen Platz, der keinem in Warschau ähnlich war, und dennoch an alle erinnerte, als jedem derselben irgend ein Theil, ein Haus, ein Denkmal oder eine Laterne entnommen und dies Alles hier zusammen gestellt.

Da bemerkte ich vor einem steinernen Eckhause eine ansehnliche Menschenhaare, die sich dort angehäuft und zu den hell erleuchteten Fenstern hinaufgafften.

Auch ich machte daher Halt und erhob den Blick, wohin sie Alle sahen.

Das Haus hatte mehrere Stockwerke und seine Fenster nach dem Platze und einer Straße, die sie von jenem aus so weit erstreckte, daß ihr Ende nicht abzusehen war, boten immer wieder andere Szenen dar.

Selbstverständlich kam mir, was mich gestern in der Wirklichkeit auf meinem Abendspaziergange einen Augenblick aufgehalten, auch im Traume wieder in Erinnerung und verflocht sich hier aber wunderbar mit andern Bildern, die ich damals nicht gesehen.

Mir war also, als packe man unten in dem erleuchteten Laden allerlei Stoffe, wie Sammet und Seide ein und aus, als drängen sich gepuzte Damen in diesen Laden, gefolgt von Männern mit verzweifelten Mienen und Löchern in den Ärmeln, gewiß die Gatten dieser Damen, die sie an den Kleidern festhalten wollten, aber nicht mit sich fortziehen konnten; als befände sich in der Weinstube daneben eine Anzahl junger

Leute, in der Rechten ein Notenheft, oder eine Geige, einen Pinsel oder eine Feder, in der Linken den schäumenden Becher, welchen sie erhoben, indem sie einander lobhudelnd Hymnen sangen, die ich nicht verstand; als erschalle aus den Fenstern des ersten Stockwerkes Musik, und als schimmern in dem Einen die festlich geschmückten Köpfe und die vom Tanze gerötheten Antlitz schöner Damen, die ihren Kavaliere zulächelten und in der Hand irgend einen wie eitel Brillanten funkelnden Schmuck hielten; in dem Andern aber sah ich ältere Leute mit orientalischem Gesichtszug oder mit Ordenssternen decorirt, zu denen sich ältere aber noch eben so schöne Frauen drängten und sie anlockten mit Blicken und Lächeln.

Im zweiten Stocke aber stand dieselbe vereinsamte Dame in Trauer, die ich auf dem Spaziergange in Wirklichkeit gesehen, am Fenster. Aber sie weinte nicht, sondern flüsterte mit einem neben ihr stehenden jungen Manne, welcher lächelnd nach einigen an andern Fenstern in ernster Berathung stehenden Herren zeigte. Unter Letzteren glaubte ich das Gesicht eines mir bekannten Arztes zu sehen.

Im obersten Stock endlich bemerkte ich einen Jüngling, welcher gestäubten Haars ein Pistol in der Hand hielt; im zweiten Fenster ein in Ohnmacht sinkendes Mädchen, welches Andre zu retten suchten; und im dritten ein holdes Frauenantlitz, über die Arbeit geneigt, und ein Händchen, welches die Nadel schwang.

Als ich diese Szenen des Alltagslebens beobachtete und sogar im Traume mich erinnerte, dies Alles schon einmal gesehen zu haben, stieß mich ein neben mir stehender Mann leise mit dem Ellbogen an.

Diese Berührung, obgleich nur schwach, erschütterte mich wie ein starker elektrischer Schlag, so daß ich zitternd und bebend das Haupt zu dem erhob, der mir diesen Schmerz verursachte.

Es war dies irgend ein echter Stutzer, der den Hut so tief auf die Stirn gedrückt, daß man kaum noch den blitzenden Klemmer auf den Augen sah. Das Antlitz bis zur Höhe der Nase verhüllte er mit den Falten eines heraufgeschlagenen schwarzen Mantels, welchen er mit der mageren Hand in gelben Stacés festhielt. Lackstiefeln glänzten an seinen Füßen und

jedes Stück seiner Toilette war modern, sauber, von vorzüglichstem Stoffe und eleganter Form.

Als ich bemerkte, daß er durch den Klemmer mich ansah, ohne sich zu entschuldigen wegen seines Anstoßens, fragte ich:

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Wollen Sie, Verehrtester, dies Alles etwas näher sehen, wenns uns von Weitem so frappirt, so folgen Sie mir gefälligst!“ erwiderte er mit einer sonderbaren Stimme, die mich abermals erbeben machte, und, ohne meine Antwort abzuwarten, schritt er vorwärts.

Ich vermochte mir keine Rechenschaft darüber zu geben, weshalb mich diese Stimme so erschütterte, ebenso wenig aber auch jener geheimnißvollen Kraft zu widerstehen, die mich zu ihm hinzog.

Ich folgte ihm also, und wir betraten zusammen das vor uns liegende Magazin. Dort herrschte reges Leben. Die Damen feilschten, mäkelten und baten manchmal mit Thränen im Auge. Die Commis, als sie sahen, wie viel den Damen daran lag, ließen aber nichts ab, und der Besucher saß am Pulke und lachte über diese Damen, die jetzt Alles dafür opfern würden, wenn sie das Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Wir standen von fern an der Thür und Niemand würdigte uns seiner Beachtung.

Ein Paar Minuten nach unserm Eintritte sah eine jener Damen, welche das heißeste Verlangen nach irgend einem Modestoffe trug und sich gewiß schon selber vorschwärmt, wie reizend sie darin aussehen werde, ganz zufällig nach uns. Sofort griff sie nach dem Kopfe, legte die Hand auf das Herz und schrie: „Wie wird mir!“ Und ohnmächtig sank sie auf einen Sessel.

„Gehen wir!“ flüsterte gleichzeitig mein Begleiter. Als ich ihm nicht auf der Stelle gehorchte, nahm er mich bei den Händen mit Fingern, so mager und hart, wie Kneipzangen.

Und abermals empfand ich eine schmerzhafteste Erschütterung und außer Stande, seinem Willen zu widerstehen, folgte ich ihm abermals.

(Schluß folgt.)

Nein.

Eine gesellschaftliche Plauderei.

(Nachdruck verboten.)

Wir saßen nicht stumm und alleine, und wir saßen auch nicht am einsamen Fischerhaus. Wir saßen sehr gemüthlich auf der behaglichsten Causeuse oder hatten nicht die mindeste Lust, mit Thränen zu vergiften oder vergiften zu lassen; wie kam uns nur das omniöse Lied so gar nicht aus dem Sinne? Die Tafel war aufgehoben; die Weine, die nicht aus dem Schattenreiche stammten, hatten Feuer in die Adern gegossen und die Zungen beflügelt, daß auch sonst ganz unschädliche Menschen sich zu geistreichen Bemerkungen gedrungen fühlten. Man wollte eben auf das leicht abschüssig werdende Gebiet der „Witze“ steuern, als die sorgende Hausfrau das Zeichen gab und mit ihrem Nachbarn in das Empfangszimmer zurückging. Wir folgten, und Dank dem strategischen Blick meiner Dame, saßen wir bald auf der erwähnten molligen Polsterbank, ein wenig abseits von den anderen; ein wenig verborgen hinter den üppigen Blattpflanzen der blumenpflegenden Wirthin. Im Speisesaale räumten die dienenden Geister möglichst geräuschlos die Tafel fort, denn das Zimmer war das größte, war auch zu Ehren des Festabends völlig ausgeräumt worden — im Kinderzimmer und in der Garderobenkammer standen chaotisch gehürmt die Möbel — und die „reigenfreundige“ Jugend wollte darin tanzen.

„Mögen sie tanzen; ich rühre mich sobald nicht vom Flecke.“ Sprach's und die reizende Nachbarin lehnte sich mit der bekannten vollendeten Grazie ein wenig in die Kissen.

„Hören Sie nur das Stimmengewirre, meine Gnädigste; wenn man die Augen schließt, könnte man meinen, die See brauste, eine Welle überstürzte die andere, angezogen von dem Strande, der sie unablässig wieder zurückstößt.“

„Wie poetisch! ich hätte Ihnen das gar nicht zugetraut. Nein, nein, machen Sie nicht solch ein beleidigtes Gesicht.“

„Oh, gar nicht.“

„Oh, doch. Ich denke, Sie können nur böshafte Bemerkungen machen, oder sehr gelehrt reden. Daß Sie schwärmerisch sein könnten, hätte ich Ihnen wirklich nicht zugetraut. Aber Sie haben recht. Mit geschlossenen Augen und etwas Phantasie könnte man sich einbilden, man sei „am Meere“.“

In dem Augenblick ertönten im Nebenzimmer ein paar einleitende Akkorde. Tanzmusik war es nicht, und meine Nachbarin neigte lauschend den zierlichen Kopf. „Da haben wir's“, sagte sie. Aus prälaudirenden Tonfiguren, einer Art von musikalischer Vorrede, sprach jetzt eine Melodie hervor: Schubert-Heines „am Meer“.

„Wenn man vom Wolf spricht . . . quand on parle du loup, on en voit la queue.“

„Nun sind Sie wieder ganz unpoetisch. Was hat ein Wolf mit der Musik zu thun? Daß er zuweilen heult und andere Nichtwölfe durch die Macht seiner imponirenden Persönlichkeit zum Mitheulen veranlaßt, ist doch kein musikalisches Verdienst! Lassen Sie uns lieber sagen: „Spricht man von einem Liede, so hört man seine Melodie“.“

„Meine gnädige Frau, ich beuge mich in Demuth“.

Die liebenswürdige Frau öffnete die Lippen ein ganz klein wenig, wie wenn sie auf meine banale Phrase etwas antworten wollte. Sie erließ mir aber die Replik und begnügte sich mit einem spöttischen Blick. Vom Klavierspiel war wenig vernehmbar; die Unterhaltung war allgemein recht vergnüglich angeregt durch die melancholischen Klänge.

„Ich begreife Fräulein V. nicht, daß sie dennoch spielt“, sagte meine Nachbarin, als ich eine Bemerkung wegen der Un dankbarkeit des Auditoriums nicht unterlassen konnte.

„Wollte sie anfänglich nicht spielen?“

„Sie äußerte wenigstens erst gestern, daß sie es nicht mehr thun wolle. Die Taktlosigkeit, die in größeren Gesell schaften musikalischen Vorträgen gegenüber so oft gezeigt wird, hat sie zu sehr verlegt. Aber ich kann mir schon denken, wie es gewesen sein mag. Frau X. wird sehr gebeten und gequält, und geschmeichelt haben und die V. ist sehr gutmüthig und kann nicht nein sagen“.

„Aber das Anhörenmüssen von allerhand klassischen Musik stücken ist den Unglücklichen, von denen Polyhymnia nichts wissen will, eine Last, und das Fingerturnen an sogenannten Salonstücken ist den „klassischen Musikverständigen“ eine Pein. Ist da nicht die etwas zu laute Unterhaltung oft eine natür liche, unbeabsichtigte Opposition?“

„Sie mögen ja Recht haben. Ich gebe ja auch zu, daß vor einem so gemischten Auditorium das Musizieren nicht ange bracht ist. Fräulein V. weiß das auch; ich begreife sie eben nicht. Mich brächte keine Macht der Erde dazu; ich spielte eben nicht und damit Punktum!“

„Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, gnädige Frau. Was sagt denn Ihr Herr Gemahl zu Ihrer Entschiedenheit im Nein sagen?“

Die junge Frau, deren Gatte durch eine Reise verhindert war an dem kleinen Feste der nahe befreundeten Familie theil zunehmen, antwortete mit dem liebenswürdigen Freimuth, der sie auszeichnete. „Mein Mann hat mich noch nie für eine Grifeldis gehalten, darum ist er auch nicht sehr erstaunt, daß ich keine bin. Ich sage auch fast niemals nein, wenn er ja sagt. Wenn die Menschen übrigens nicht so oft ja sagten, wenn sie doch nein meinen, dann wäre der Verkehr viel leichter; alles klipp und klar“.

„Dann stände die Welt vor ihrem Ende: sie wäre ehrlich geworden. Der Verkehr wäre auch schwerlich leichter und jeden falls recht sehr unangenehm“.

„Das kann schon sein. Um ein energisches nein sagen zu können, muß man Charakter haben. Und Leute, die davon etwas abbekommen haben, die können nicht ein verbindliches „ja“ lächeln, wenn sie es anders meinen. Bequem sind sie nicht immer, aber zuverlässig“.

„Sehr schön, meine Gnädige. Aber so wie unsere soge nannte Gesellschaft und deren Verhältnisse beschaffen sind, ist es nicht anders einzurichten. Der ehrlichste und zuverlässigste Mensch wird ja sagen, wenn er nein meint, wird mit Bewußt sein lügen und — sich nicht einmal schämen. Ich möchte sogar behaupten, auch Sie — — —“

„Nein“.

„Ich wage nicht zu widersprechen!“

„Ich weiß ja, Sie sind doch nicht überzeugt. Ich machte auch nur Scherz und weiß leider sehr wohl, daß ich kein Engel bin. Aber passen Sie nur einmal auf, wie einen das ärgern kann, diese Feigheit, diese Gutmüthigkeit, dieses diplo matische Hinhalten, diese böse Lust am Lügen, diese Inkon sequenz!“

„Ach, ich ärgere mich nicht so leicht.“

„Ja heißt das eine Wörtchen,
Das and're heißt Nein“.

so sang im Nebenzimmer jetzt eine Stimme, und ließ sich dabei mehr vom Gefühl als vom Gehör beeinflussen.

„Es ist wie im Lustspiel“, lächelte meine Nachbarin amü sirt. „Ein Dialog über nichts — —“

„Ueber nein!“

„Und dazu die passende Musik à la Wahnsfried, mit un sichtlichem Orchester. Ganz wie im modernen Lustspiel, wo auch regelmäßig im dritten oder vierten Akte hinter der Szene zufällig die passende Musik ertönt. Aber was ich vorhin sagen wollte — wenn die Leute Sie im Stich lassen und mit ja an lügen, dann werden Sie sich doch nicht freuen, wenn Sie auch ein unmahbarer Junggesell sind; ich hätte bald gesagt, ein Pachyderme“.

So ungefähr war vor einiger Zeit die fast prophetische Mahnung gewesen, die mir aus einem klugen Frauenmunde ge

worden war. Ich hatte sie schon halb vergessen. Ich war auch gar nicht überzeugt von deren Richtigkeit, sondern der gegentheiligen Ansicht, daß, wenn ich auch selber mich mög lichster Aufrichtigkeit befeiligte, die gesellschaftliche Lüge den Verkehr erleichtere, daß das unvermischte Nein in zehn Fällen acht mal nicht angebracht sei. Dann machten persönliche Er fahrungen, gewissermaßen Illustrationen, mich erst aufmerksam, dann achtsam.

Zuletzt machte es mir Vergnügen, die Beweggründe zu suchen, die in der Gesellschaft und im Verkehrsleben diese kürzeste Form der Ablehnung so mißlieblich machen. — —

Wir gingen gern mitammen spazieren, ein alter Bekannter und ich. Wir gingen denselben schnellen Schritt, und es störte unser Behagen durchaus nicht, wenn wir uns dabei stundenlang anshwiegen. Im Gegentheil, das machte uns die weiten Wege erst recht lieb. Eine Aenderung in unserer Spazierordnung war durch eine Verletzung meinerseits eingetreten. Später wieder vereinigt, wird beschlossen, zur alten Gewohnheit zurückzukehren. Es findet sich schwer eine passende Zeit, und dem Freunde kommt ein paarmal im letzten Augenblick noch ein Hinderniß in den Weg. Endlich findet sich eine passende Stunde. Der Freund will mich abholen und ich warte. Er kommt nicht. Ich warte auch am zweiten und am dritten Tage vergeblich. Dann treffe ich ihn zufällig am Stammtisch. Er ist etwas verlegt und entschuldigt sich etwas mühselig. „Ja, warum hast Du mir denn nicht absagen lassen?“ Ich bin etwas unwirsch. Vergebliches Warten macht nicht zum Vergeben geneigt.

„Du hast mich nun schon so und so oft aufgefordert; ich freute mich auch sehr; aber, ich habe wirklich keine Zeit“, sagt er.

„Aber Mensch, warum sagst Du das nicht gleich!“

„Ja sieh' mal, ich kann Dir doch nicht so schroff nein sagen, das kann ich nicht!“

Aber warten lassen, das konnte er. Und der Mann ist sonst vernünftig, brav und tüchtig. Wenn ihm einer mit An liegen kommt, seine Zeit, seinen Geldbeutel in Anspruch nehmen will — er wird stets ja sagen. Er vergißt seine Versprechungen allerdings häufig. Aber er sagt nicht nein; das ist seine Schwäche. —

Neulich geht es mit dem zu gutmüthigen Menschen. Wo sind dessen Bücher, die er braucht, oder seine Noten, die er spielen will? Verloren. Es war ihm ja nicht möglich, den Wunsch abzuschlagen. Wo bleibt sein Geld? Es rollt in Anderer Taschen. Er hat keine freie Zeit, denn er kann keinen lästigen Besucher abweisen. Er ist das Ideal eines Haus wirths. Er läßt Stuben tapezieren, die noch leidlich ausfahen und Fußböden lackiren, auf denen wirklich noch ein Hauch von Farbe war; unter dem Sopha sogar noch etwas Glanz. Man muß ihn nur darum bitten. Er kann nicht nein sagen, und wenn es ihm auch nicht recht ist. Er ist zu gutmüthig.

Da sind die Frauen, die ihren Mann an einem unsicht baren Zaubersädchen lenken. Sie merken es kaum, die klugen Männer, daß sie unter dem Zeichen des Pantoffels leben, daß die Frauen, die so sanft und nachgiebig reden, doch schließlich thun, was ihnen beliebt. Sie haben auch nicht mitangehört, was die erfahrenen Freundinnen der jungen Novize vor so und so vielen Jahren gerathen haben. Das bekannte kleine Vög elchen, das so klug ist wie der kleine Finger oder der große Zeh, die im Märchen die Rolle der Alleswiffer haben, hat 's mir verrathen.

„Wenn Du Deinen Mann, oder Deine Schwiegermutter in steter guter Laune erhalten willst, dann widersprich ihnen nicht. Sagt Dein Mann, die Sonne am Himmel sähe aus wie ein Lintensaß, so lächle bewundernd ob seines treffenden Vergleiches. Behauptet er, sein Konkurrent oder sein Rival in der Gunst der öffentlichen Meinung, oder sein Vordermann, oder sein Vorgesetzter sei unerträglich, unwissend, verdienstlos — so setze auf jedes Beiwort noch ein stärkeres; wenn Du auch den Angegriffenen als wohlwollend, kenntnißreich und sehr beachtungswürdig bis dahin gefunden hast. Behauptet aber Deine Schwiegermutter, ihr Sohn sei ein Engel, so erhebe Du ihn sofort zum Erzengel, und wenn er auch vor fünf Minuten Dir den neuen Frühlingshut oder den Zuschuß zum Wirth schaftsgelde verweigert hat. Die Männer, und besonders die

Ehemänner sind eifersüchtig auf ihre Herrschaft. Wird aber diese Herrschaft in der Theorie recht laut anerkannt, so sind sie meistens zufrieden und forschen nicht nach, ob die Praxis genau übereinstimmt. Also, wenn Du schlau bist, so sagst Du immer ja; thun kannst Du darum doch, was Du willst“.

Solch feinen Rath machen sich die meisten Frauen mit der Zeit zunühe. Die einen, um des lieben Friedens willen, und damit die Kinder doch offiziell die Eltern als Bild der Eintracht sehen: das sind die guten Frauen; die anderen, weil sie ihren Willen durchsetzen, ihre Capricen befriedigen und als demüthige Tugendspiegel gelten wollen: das sind die schlaunen Frauen.

Ja die Hausfrauen! Sie müssen zu oft ja sagen, auch wenn es sich nicht darum handelt, Gewitterwolken am Ehestandshimmel flug zu beschwören. Welche Hausfrau hat nicht schon verbindlich lächelnd versichert: „Sie stören durchaus nicht; bitte bleiben Sie!“ Und dabei wartet im Nebenzimmer die Schneiderin, oder die Kinder mit den Schularbeiten, oder sie sah mit verhehlter Verzweiflung, wie der Zeiger an der Wanduhr weiterrückte und berechnete, wie sie jedenfalls zu spät in das Konzert kommen müsse, daß der Gatte ärgerlich sein werde und daß sie keine Zeit zum Toilettenwechsel mehr haben würde. Aber jeder Blick mußte sagen „bleibe“ und — sagte es auch ganz natürlich.

Sagte doch „irgend ein“ Dichter — ich bin gewissenhaft genug, meine Unwissenheit einzugestehen — „die Weiber sagen nein, und nehmen“. Aber das muß schon sehr lange her sein, daß das wahr war. Ich verehere die Damen zu sehr, um sie mir zu Feindinnen zu machen. Ich habe viele kennen gelernt, die es mit der Logik ernst nahmen und mit künstlerischem, instinktivem Gefühl das erfaßten, was mancher Männerverstand mühsam ergründete. Aber ich bin ein prädestinirter Pechvogel; wenn ich es auch ernsthaft meinte, „man sprach vergebens viel, um zu versagen, ich hörte doch aus allem nur das Nein“. Wenigstens da, wo es mir um ein Ja zu thun gewesen wäre.

Zuwer freilich stimmt es nicht mit dem Iphigenien-Citat; die empfindsame Eitelkeit und die eitle Empfindlichkeit schauern vor dem hüllenlosen Nein. Und so wird ihm erst ein Kleidchen angezogen und dann ein Mäntelchen umgehängt und ein Stückchen Zuckerbrot in's Täschchen gesteckt, und also wohlpräparirt wird es befördert. Schließlich kommt der Empfänger dahinter. Er erwartete eine Hilfe, und was ist des Pudels Kern? Eine

Versprechung auf einen unbestimmten Termin. Er hoffte auf einen Titel, und was wird ihm mit allerlei schönen Reden gewährt? Ein Orden. Er meinte erst, er hörte einen Herzenslaut, und es war nur eine höfliche Phrase; kein Goldstück, sondern ein Rechenpfennig, eine Spielmarke. Aber es gefällt doch den meisten Menschen gut so, und thut es ihnen auch weh, so bleibt doch der äußerliche Anstand gewahrt, es bleibt auch wohl ein wenig Hoffnung, oder doch ein wenig blauer Dunst. —

Neulich hatte ich wieder Gelegenheit die scharfsichtige Nachbarin jenes Abends zu sprechen, die mir so energisch die Vorzüge der absoluten Wahrheit im Menschenverkehre gepriesen hatte. Die Dame sah blaß aus und hustete.

„Stört Sie meine Cigarre nicht, gnädige Frau?“ fragte ich. „Wir sind ja im Freien, bitte sehr, rauchen Sie!“ Ich that es; daß die Cigarre keine Luft hatte und ausging — dafür konnte ich doch nicht.

„Wollen wir nicht nach Hause gehen?“ erkundigte sich der aufmerksame Gatte. Er blieb gewöhnlich gern lange.

„Reinetwegen nicht. Nein wirklich, ich bin nicht müde und ganz wohl“.

„Der Arzt hat mir heute gesagt, er wird Dich im August an die See schicken“, fuhr der Gatte fort.

„Was hast Du ihm geantwortet?“

„Ich werd' es mir noch überlegen. Wenn es sein muß, natürlich“.

„Es muß gar nicht sein, guter Mann. Sag' ihm das. Er soll Dir auch das Geld zu einer Reise verschreiben, hörst Du?“ „Sag' ihm das nur selber. Du mußt ja am besten wissen, wie Du Dich fühlst“.

„Ich — ich kann es ihm wirklich nicht sagen. Sieh' mal, ich bin so gar nicht diplomatisch, und so feige!“

Sie war sonst gar nicht feige. Aber sie log und trog wie eine von ihr bespöttelte Weltkame. Ihr Mann seufzte, er wußte wohl, weshalb sie so gesprochen, und ich ahnte das Warum. Und ich konnte jener Frau nicht zürnen. Sie war inkonsequent aus selbstloser Liebe.

„Haben Sie an unsere neuliche Unterhaltung gedacht?“ fragte sie ganz unschuldig. „Ist es nicht wahr?“

„Sie haben Recht, gnädige Frau. Es ist so wie der alte Schlaupopf Polonius sagt: wahr, daß es schlimm und schlimm auch, daß es wahr ist“.

E. L.

Unter den Tropen. Am 16. Januar dampfte S. M. Schiff „Olga“, Kommandant Baron v. Seckendorff, in den Hafen von Trinidad. Prinz Heinrich von Preußen befand sich an Bord dieser Korvette als Lieutenant. Der Klub „Germania“, welcher als Regattaklub seit dem Jahre 1874 in Port of Spain besteht, sandte dem Prinzen und dem Offizierkorps der „Olga“ eine Einladung zum Besuche des Lokals, und der Abend des 24. Januar wurde von dem Kommandanten zur Annahme der Einladung festgesetzt. Um 8 Uhr begaben sich zwei der Mitglieder in einem Wagen nach dem Quai, um Se. königliche Hoheit abzuholen. Die Offiziere erschienen etwas nach 8 Uhr, und zur festgesetzten Stunde fuhr der Prinz mit Herrn Baron von Seckendorff vor. Am Eingang des Klubs empfing dessen Präsident Se. königliche Hoheit, und ihn für den freundlichen Besuch mit einigen Worten Dank sagend, stellte er den Prinzen denjenigen Mitgliedern vor, welche noch nicht die Ehre hatten, ihn zu kennen. Dann wurde ein Regattaspiel veranstaltet, in welchem Prinz Heinrich und neun Offiziere gegen zehn Mitglieder setzten. In den Pausen zwischen dem Werfen unterhielt sich der Prinz damit, auf dem Schießstand des Klubs nach der Scheibe und aufgesteckten Vögeln und Pfeisen zu schießen, und erwies sich als vorzüglicher Schütze, der das Schwarze zu wiederholten Malen traf und eine Menge Vögel und Pfeisen herunterstieß. Der Ehrenpokal, mit Frankfurter Bier gefüllt, wurde kredenzt und nachdem der Prinz den ersten Zug gethan, trank der Präsident des Klubs nach kurzer Rede auf das Wohl Se. königlichen Hoheit, des Kommandanten und der Offiziere S. M. Schiff „Olga“. Nach dreimaligem Hoch ging der Pokal in die Hände. Da Regeln unter den Tropen eine warme Arbeit ist, so wurde dem Prinzen vorgeschlagen, den Uniformrock ausziehen, was angenommen und von allen Anwesenden nachgeahmt wurde. Der Abend verlief in zwangloser Heiterkeit, und der Prinz eroberte die Herzen der Gastgeber durch sein lebenswürdiges und freies, offenes Wesen und seine heitere Stimmung. Es wurden drei Regattaspiele gespielt, von welchen die Marine zwei und die Mitglieder des Klubs nur eins gewannen. Etwas vor 11 Uhr gab der Kommandant von Seckendorff das Zeichen zum Aufbruch und Prinz Heinrich mit den Offizieren begab sich auf das Schiff zurück.

Eine sehenswerthe Ausstellung einer größeren Anzahl von prachtvollen, für das rumänische Königsschloß Sinaia bestimmten Mobilien findet gegenwärtig in Hamburg statt. Für den Bibliothekschrant hat nur die Königin Elisabeth eine Reihe von interessanten Sinnsprüchen geliefert. Das Krönungsgebäl dieses Prachtchrantes enthält u. A. folgende Strophen:

Le monde est plein de fous
Et qui n'en veut pas voir,
Doit rester dans sa chambre,
Et briser son miroir.

(Die Welt ist voll Narren, und wer sie nicht sehen will, der muß in seiner Kammer bleiben und seinen Spiegel zerbrechen.)

L'amour c'est la lutte;
L'amitié c'est le repos.

(Die Liebe ist der Kampf, die Freundschaft ist die Ruhe.)

La coquette se vante d'ignorer,
L'ambitieuse de savoir
La femme d'esprit d'apprendre.

(Die Gefallsüchtige sucht ihren Ruhm im Nichtwissen, die Ehrgeizige im Wissen, die Frau von Geist im Lernen.)

Es handelt sich um die Herstellung der Möbel für zweiundzwanzig Zimmer. Das Prachtbett des Königspaares enthält als Hintergrund und Seitenbeforation kostbare Gobelins. Das eine zeigt die Erweckung Dornröschens, das andere stellt dar, wie Emma, die Tochter Karls des Großen, ihren Geliebten Eginhard über die schneebedeckten Stufen der Treppe vor der Kaiserpfalz trägt. Die Holzschnitzereien an dem gesammten Ameublement sind wahre Kunstleistungen.

Briefkasten.

I. I., Posen. Jene Unterlassungssünde ist lediglich auf ein in der Eile begangenes Versehen zurückzuführen. Uebrigens würde sich der Herr auch in dem von Ihnen angenommenen Falle zu trösten wissen, zumal er weiß, wie sehr er von uns seines Könnens wegen geschätzt wird.